villen in Trümmer sanken. Lange lag der so kunstreiche Mosaik, vor dem wir hier bewundernd stehen, im Boden begraben, träumend vom Glanze früherer glücklicher Zeiten. Da kam eine gütige Fee, und weckte ihn aus seinem tausendjährigen Schlafe. Und die hehre Priesterin der Wissenschaft nahm das Kunstwerk in ihren hehren Tempel auf, wo es eingehend studiert, allgemein bewundert, und unserer heutigen Kunstpraxis dienstbar gemacht wurde. Unzählige Male sind dessen geschmackvolle klassische Motive seither verwertet worden. Lassen Sie mich jetzt mit Gœthe's ewig wahrem Spruche schließen:

„Das Alte stürzt,
Es ändert sich die Zeit;
Und aus den Trümmern
Sprosset neues Leben."

Luxemburg, November 1908.

Was ein einjähriger Gimpel erzählt.

Vortrag gehalten auf der XXVIII. W.-V. in Remich, September 1908,
von M. SÜNNEN, Lehrer.

Mein Name ist im luxemburger Dialekt (klèngen) Pilo oder Pilor, auf deutsch Gimpel, Dompfaff oder Blutfink, französisch Bouvreuil commun, lat. Pyrrhula rubicilla Pall. var. europæa Vieill. [1])

Auf der Bergesanhöhe am linken Ufer der Saar, die ihre grünen Wellen bald wild brausend, bald ruhig und sanft talabwärts schickt, nicht weit von der Ruhestätte unsers blinden Grafen Johann, dort stand in einem jungen Fichtenbestande, der von hochstämmigen Buchen umgeben ist, meine Wiege.

Es war ein sonniger, wollig warmer Nachmittag des Monates Juli. Meine drei Geschwister lagen ruhig geduckt im Nest, lugten mit den schwarzbraunen Aeuglein umher und machten hie und da eine kleine Bewegung, um eine bequemere Lage im Bettchen zu finden. Unten im Nest lag noch ein grünbläuliches, mit graubraunen, violetten und purpurfarbigen Flecken und Pünktchen besetztes Ei. Es war aus demselben, trotz der Mutterwärme und der unsrigen, kein

[1]) = vulgaris Tem. A. de la Fontaine, Faune du pays de Luxembourg, Oiseaux, Seite 128 Nr. 123.

Dompfäffchen ausgekrochen; das Ei muss unbefruchtet gewesen sein. Ich war wohl aus dem ersten Ei geschlüpft oder hatte mehr Nahrung bekommen, ich war um einen Tag stärker und flügger geworden als meine Geschwister. Mir gefiel es nicht mehr in dem staubigen Lager, ich sass auf dem Rande des aus feinen Baumreiserchen, Würzelchen, Hälmchen, Bartflechten und Rosshaaren gebauten Nestes, träumte von der mir noch unbekannten Welt, die ich morgen schauen wollte, versuchte von Zeit zu Zeit mit Flügelschlägen meinen Federstaub zu verjagen und saugte in vollen Zügen die mit Harzgeruch geschwängerte Luft, welche das ganze Fichtengehölz erfüllte, in meine kleinen Lungen. So erwarteten wir die Heimkehr unserer Eltern, die nach Futter ausgeflogen waren.

Da plötzlich ein leichtes, immer stärker werdendes Rauschen im Tannengehölz, die Zweige der Fichten werden auseinander gebogen, und fünf grosse gespreizte Finger einer schwarzen wie mit Pech besudelten Hand kommen langsam und bedächtig auf uns zu. Mir fährt eine Angst durch die Glieder, wie eine grössere kein Mensch empfinden kann, ich springe in meine Flügel und fort war ich, gut und immer besser flatternd bis auf ein Aestchen der nächsten hohen Buche. Meine Geschwister folgten mir nicht.

Hier war meine Furcht vorbei, nur Staunen und Bewunderung erfüllten mein Herz beim Anblicke der herrlichen Welt, der wunderschönen Gegend, die sich hier vor meinen Augen immer weiter ausdehnte. Da klingen mir auf einmal Angst- und Klagerufe von Mutter und Vater ins Ohr: Piüh! Piüh! Zum ersten Mal kommts da aus meiner Kehle: Piüh! und gleich sitzt Papachen ganz behutsam bei mir auf dem Aestchen, füttert mich aus seinem Kropfe; während ich mich mit Flügelschlägen und zusammengepressten Zehen an dem Zweige festhalte. Die Mutter ruft und ruft nach meinen Geschwistern, aber vergebens.

Die Nacht verbrachte ich auf meinem Sitzplätzchen, konnte aber am folgenden Tage bereits von Zweig zu Zweig hüpfen. Des Abends fand ich eine Herberge bei meinen Eltern hinter den dichten Nadeln einer Tanne. Nach einigen Tagen konnte ich mit Vater und Mutter die Reise in Feld und Wald antreten. Sie zeigten mir den reifen Samen verschiedener Unkräuter, fütterten mich auch, wenn ich durch Mangel an Geschicklichkeit nicht genug fand und meinem Hunger durch einige Rufe Ausdruck verlieh. Nach drei Wochen hatte ich meine Schule gemacht; ich verstand es nun selbst, die Samenkörner von Rübsamen, Hanf, Mohn,

Hirse und verschiedenen Unkräutern zu erkennen und zu enthülsen; unsern Durst löschten wir an einem Bache oder an einer seichten Stelle am Ufer der Saar.

Im September unternahmen wir drei nach verschiedenen Richtungen hin bis in entferntere Gegenden wirkliche Streifzüge, die bis in den Winter dauerten. Auf diesen Wanderungen begegneten wir oft grösseren Scharen von Namensvettern oder Gimpeln, es müssen das glücklichere Familien gewesen sein als die unsrige. Da gab es denn auch Futter die Fülle. Auf Feldern, Wiesen, Triften, an Garten- und Wegerainen fanden wir den Samen der Mohrrübe (Daucus carota) (wel Wurzel oder wel Mûrt, der kleinen Nessel (Urtica urens) (klèng Brennessel), des krausen Ampfers (Rumex crispus) (Strep oder Strêf), vom Waldziest (Stachys sylvatica) und des salbeiblättrigen Gamanders (Teucrium scorodonia) (Peifestiel), zu unserer Ehre auch Pilosséméchen genannt. Diese alle bildeten die Lieblingsnummern auf unserm Speisezettel.

Meine Farbe war von der meiner Eltern auch ganz verschieden. Ich hatte noch keine schwarze Kappe, mein Oberleib war rötlich braungrau mit aschgrauem Schimmer, die Brust rotgrau. Aber die wohlbekömmliche Nahrung hatte einen guten Einfluss erstens auf meinen Körperbau, ich wurde immer stärker, kräftiger, gewandter; zweitens auf meine Federfarbe, ich legte, genau wie die Schlangen sich häuten, im Monat Oktober ein neues Gewand an und zu meinem grossen Erstaunen fand ich, dass ich an Farbe meinem Vater ähnlich wurde, ich bekam eine schwarze Kappe, wurde oben aschgrau und an der Kehle und an der Brust schön rot wie Zinnober: ich war ein Männchen.

Im Herbst fanden wir Wachholder (Juniperus communis) Hagebutten (Rosa canina), Hollunder (Sambucus nigra) und die Vogelbeeren der Eberesche (Pirus aucuparia). Wir waren von der Saar bis über die Mosel gezogen und fanden diese Beeren reichlich in den Kantonen Grevenmacher und Echternach bis ins Oesling hinein; wir verzehrten aber nur deren Kerne, das Fleisch warfen wir weg.

Als die ersten Fröste kamen, zogen wir uns in die grossen Laub- und Nadelwälder zurück und lasen dort Erlen-, Birken-, Espen-, Tannen-, Fichten- und Kiefersamen auf, die vom Winde zerstreut auf dem Boden lagen. Den Samen aus den Zapfen herauszuklauben, dazu wäre unser Schnabel zu schwach gewesen.

Im Winter, als Schnee und Eis die Erde überzogen, waren wir in unserer Heimatsgegend wieder angelangt. Dort

suchten wir mehr die Nähe der menschlichen Wohnungen auf und fanden da an den Garten- und Wegerainen den Samen der Kletten, Nesseln, Mohrrüben, Ampfer und Gamander, deren Stengel aus dem Schnee hervorragten. Wir überfielen auch die Laub-, besonders die Obstbäume der Gärten und trafen reichliche Nahrung in deren Knospen, denn in ihnen überwintern als Larve resp. Ei eine ganze Reihe von Käfern und Schmetterlingen. So fanden wir beispielsweise den kleinen und grossen Frostspanner, (Cheimatobia brumata und Hibernia defoliaria), die verschiedensten Wicklerräupchen der Gattungen Grapholitha, Teras, Tortrix usw. Ferner an den Obstbäumen, besonders an den Pflaumenbäumen von Tineiden oder Motten die Argyresthia- und Laverna-Arten, von den Coleopteren einige Rüsselkäfer-Arten, z. B. den rotflügeligen und purpurroten Apfelstecher (Rhynchites æquatus und bachus), das Apfel-Spitzmäuschen (Apion pomonæ) und den seidenschimmernden Schuppenrüßler (Polydrosus sericeus).

So untersuchten wir denn eines Tages nach Herzenslust die Knospen eines Obstgartens. Es war uns dabei, wie den Schulbuben, die Haselnüsse sammeln. Je mehr falsche sie finden, desto fleissiger suchen sie nach den vollkernigen, je mehr wir durch gute Knospen enttäuscht wurden, desto emsiger forschten wir nach denjenigen, in denen ein Insektenei oder eine Larve überwintere. Das geschah mit einer Lust, gar hastig und eilig, und das schmeckte so gut. Da trat ein Mann aus dem Haus, schoss nach uns mit einer Flobertbüchse, und Papachen fiel vom Baume herunter. Mutter und ich flogen eine Strecke weit fort, kamen aber bald wieder, doch nicht mehr zu den Baumknospen. Die Mutter flog unruhig von Baum zu Baum und rief fortwährend: Piüh! Piüh! Das klang so traurig, klagend, ein solches Leid sprach aus diesem Tone, dass mich die Mutter dauerte. Ich verstand, was sie meinte und half ihr Papachen rufen, so gut ich konnte. Fast ohne Nahrung zu nehmen, verblieben wir noch zwei Tage dort und zogen dann weiter; die traurige Wirklichkeit hatte uns jeden Hoffnungsschimmer geraubt. Wir hatten es doch aber nicht so schlimm gemeint; der böse Mensch hätte uns mit einem blinden Schuss verscheuchen sollen.

Ueber einige Wochen zog der Winter mit erneuter Heftigkeit ins Feld, wir konnten uns des Nachts kaum vor dem Schneegestöber in den dichtesten Tannenzweigen schützen; eine grimmige Kälte durchbohrte unsere Glieder. Des Morgens früh kamen wir an den Gartenrain eines abgelegenen Häuschens, wo schöne kleine Nesseln (Urtica urens) aus

dem Schnee hervorragten. Wir hingen uns an ihren schwachen Stengel, fielen damit um bis auf den Schnee und labten uns begierig den ganzen Vormittag bei dem kargen, aber wohlschmeckenden Frühstück. Mich trieb des Nachmittags der Hunger wieder hin, und ich freute mich schon beim Anblicke der festen Sitzreiserchen, die diesmal sich bei den Nesseln befanden. Kaum hatte ich aber meine Füsschen darauf gestellt, verspürte ich, dass ich gefangen war; ich erwehrte mich mit den Flügeln nach der Freiheit, da war das Unglück geschehen. Ich hing gänzlich an einer Leimrute und fiel mit derselben zur Erde. Gleich kam auch ein Mann aus dem Hause lachend auf mich zu: „Siehst du, die Deutschen haben recht mit dem Spruch: Er geht auf den Leim wie ein Gimpel. Komm, liebes Männchen, du bist sicher der Bursche, der mir im Sommer aus dem Nest entwischt ist, ich setze dich zu deinen Geschwistern". Nachdem der Mann mir mit Holzasche, dann mit warmem Wasser und Seife das Gefieder gereinigt hätte, setzte er mich in ein mit Draht eingefriedigtes Haus in die Gesellschaft der drei andern Dompfaffen, an welche ich mich gar bald gewöhnte. An ein Entweichen war nicht mehr zu denken, ich stellte aber Betrachtungen darüber an, dass wohl keiner unserer Singvögel mehr den Verfolgungen des Menschen ausgesetzt sei als eben der Gimpel. Gutes Futter stand mir da zur Verfügung: Sommerrübsamen, Hanf und Mohn, täglich etwas Grünes, täglich frisches Trink- und Badewasser und Flusssand auf dem Boden des Käfigs. Der Mann des Hauses aber war ein Schuster; mich nannte er den Schönen, da das Farbenkleid der drei Mitgefangenen an Frische und Glanz sich nicht mit dem meinigen messen konnte. Wie er nun da sass und nähte, flickte, klopfte, pfiff er den lieben langen Tag das Lied: „Guter Mond"; kaum mochte er pausen beim Mittag- und Abendessen. Ich als geduldiger, gemütlicher Vogel gewöhnte mich gar bald in meine Lage und da ich nichts weiter hörte als „Guter Mond", so pfiff ich denn eines Tages, als die ersten Frühlingsstrahlen durchs Fenster drangen, die Anfangstöne „Guter Mond". Der Schuhflicker, der eben seinen Blick auf uns gerichtet hatte, springt aus dem Knieriemen heraus, eilt in die Küche und ruft: „Grete, der Schöne ist noch jung, er lernt noch singen, es giebt Geld ins Haus".

Einige Tage nachher kam ein altes Fräulein, eine törichte, dürre, griesgrämige Schatulle, geschäftshalber zum Schuster, fand uns so ganz reizend und erhandelte schliesslich den Schönen für 25 Mark, damit er ihr zu Haus „Guter Mond" pfeife.

In einer durchlöcherten Stärkemehlkiste nahm sie mich mit nach Hause. Als sie mich aber in das Bauer setzen wollte, zwickte ich sie mit dem Schnabel in den Finger; sie tat einen Schrei und noch einen gelleren Aufschrei, als ich ihr durch das offene Fenster entwischte. Ich war wieder frei.

Am folgenden Morgen begrüsste ich die aufgehende Frühlingssonne mit einem aus der tiefsten Kehle heraufsteigenden: „Guter Mond" —



Vorstudien zu einer Pilzflora

des Grossherzogthums Luxemburg.

II. Theil. Basidiomycetes et Auriculariei.

Von Dr. med. **Johann Feltgen.**
Herausgegeben von Dr. med. **Ernst Feltgen.**

(Schluß).

CVIII. Gattung **Tremella** Dillenius 1741.

1. **MESENTERIFORMES.** Fruchtkörper knorpelig, in flache, blattartige, gewundene Falten oder Lappen geteilt.

847. **Tremella undulata** Hoffmann 1787.
(Synon.: Tremella frondosa Fries.

Auf alten Stämmen, besonders von Alnus, Quercus, und Fagus. Oktober—April.

Auf Fagus- und Carpinus-Aesten: Grünewald, im Walde bei Hostert. Ln. Ctrb. p. 85.

848. **Tremella nigrescens** Fries,

An Stämmen von Sorbus, Populus usw.

Auf Populusstamm lagernd in einem Hofraum: Schoos. II. 92!

2. **CEREBRINAE** Fries. Fruchtkörper rundlich, mit schmalem Grunde aufsitzend, auf der Oberfläche meist mit gehirnartigen Windungen und Falten.

849. **Tremella lutescens** Persoon.

Auf abgefallenen Zweigen verschiedener Laubhölzer. Oktober-April.